

**Mein letztes Glück.**

Von Graf Albrecht von Bidentburg.

Borbei! Borbei! Die Saiten sind gesprungen, Darauf so oft von meinem Glück erlungen

Das frohe Lied — So hör' es jeder, der mich drum beneidet.

Die tiefste Wunde reißt ein Glück, das scheidet — Und meines scheid!

Mein Glück war sie, und lange durft' ich's hegen, Und jeder Herzschlag war für solchen Segen

Ein stiller Dank — Nun starb sie hin — verwöhnt vom Sonnenscheine,

Und winterkahl steh ich an ihrem Steine, Von Kummer krank.

Die ihr in Leiden wandelt durch das Leben, Wer hat mir fürder noch was zu vergeben,

O, wer von euch? Nicht mir die Hand, daß ich euch Bruder werde,

Es liegt mein Glück sechs Fuß tief in der Erde, Und wir sind gleich!

**Verlen.**

Von Emmy Hofensberg.

Ein vorzügliches Souper, eine Reihe guter Gänge, verschiedene Weine, Toast auf Koost, elegante Toiletten, blühende Brillanten und schöne Frauenaugen.

In der Mitte des Saales sitzt ein junges, glückliches Paar. Das Brautpaar ist's, das sich verlobt hat. Die Braut drückt und dabei sich glücklich in die leuchtenden Augen schaut.

So glücklich die beiden auch dreinschaun, das Elternpaar steht, küßt es sich unbeschadet, recht unzufrieden aus. Eine besondere Freude ist ihnen jedenfalls diese Verlobung ihres einzigen nicht. Sie ist ja nur eine Sängerin vom Theater, so hießen sie sie anfangs in ihrer Engherzigkeit, als Eduard den Eltern sein Glück beichtete.

„Besten Vater“, so hatte er geheißen, „ich habe sie ja so unsagbar lieb, auch hat sie vor einem halben Jahre mir zu Siebe der Bühne, bis dahin ihr Liebste, Rebe wohl gesagt und lebt bescheiden bei ihrer Mutter. So sieht sie aus!“ Dabei hatte er das Bild seiner Herzenskönigin aus der Briefstube gezogen und es seiner Mutter gezeigt.

„Mutter! Große grau-blaue Augen und dunkles Haar sind ihr eigen, ebenfalls ihr Spiel Mutter, Du mußt sie selber sehen, dann weiß ich's, dann hast Du sie auch lieb.“

„Du großer, verliebter Bub! Du“, schilt die Mutter lächelnd. Der müde, stolze Stolz verlor das sonst so ernste Gesicht.

Der reiche Bankier Kaschary hatte ungeduldig auf den Tisch geklopft und gefragt: „Und was gedenkst Du eigentlich zu tun?“

„Ich hänge meinen Messor an den Nagel. Du gibst mir eine Stelle an Deiner Bank und dann, dann heirate ich meine Rosel Sillaw.“

„Aber bedenke doch, mein Sohn, wenn Deine Braut auch ein Liebreiz und eine schöne Stimme besitzt, von Geld ganz abgesehen, so muß und soll unsere Schwiegereltern doch wenigstens eine gesellschaftliche Stellung haben. Laß ab von ihr, der Raub! Vergelt!“

„Nie und nimmer, Vater! Du vergißt, daß auch eine Sängerin gesellschaftliche Ansprüche erheben darf. Hat nicht die Frau Doktor selber noch auf dem letzten Damenklub Rosel als ihre liebe, kleine Freundin den Namen bekannt gemacht?“

„So ist es nun doch so gekommen. Wenn sie ihren einzigen, ihren großen Jungen nicht so lieb hätten — nichts wäre die Verlobung zustande gekommen. Aber so —“

Vater Kaschary leit langsam den geschweiften Sesselfuß an seine Lippen und läßt die Perlen sinnend über die Junge fliegen. Radendlich läßt er zum Brautpaar hin — ja aber, so was denkst er nur. Der Junge hätte sich in seiner Verliebtheit noch eine Angel durch den Kopf gesagt. Deutliche ist das nicht Neues mehr. Da mußte man getroffen ein, ach, besser noch, beide Augen zudrücken. Da ist der kleine Glücksfischer. Recht das Eduard, schon ist sie. Wehner Vorzeichen nannten wir die kleine Wuppe auf der Bühne. Ist es der Gott oder sind's wirklich die großen grau-blauen Augen, die mit tiefem Glanz glücklich ihn anschauen. Ihn wird ganz warm ums Herz.

Das Brautpaar erhebt sich, der Vater folgt ihm ins Musikzimmer. Da nimmt er den dunklen schönen Mädchenkopf in seine Hände und küßt die blauen Augensterne lang und lang. Er begleitet keine Tochter zum Mann. Ihre schlanken Finger greifen in die Tasten, ein Piano spielt selbst die lieblichsten Schwäger zum Schwestern. Da hat's

zart und innig: „Sei wie der Tag und tief wie das Meer soll meine Liebe sein.“ Gefühlsvoll perlen die Tränen aus ihrer Kehle und mancher Herz klopf schneller. Eduard, hingeworfen von ihrem Gesang, drückt ihr die Hände. „Ich gebe Dir Reue, Geliebte.“ Er nimmt sein Instrument. Erst zaghaft, als wagt er nicht die Nachwirkung des Liedes zu hören, streicht er den Bogen. Niemals hat er sein Largo so meisterhaft gespielt wie heute.

Es ist bereits die dritte Stunde nach Mitternacht. Die elektrischen Flammen des Saales haben nun dem milden Mondlicht Platz gemacht. Hell leuchten am dunklen Firmament die Sterne. Nur in der Altstadt zeigen zwei erleuchtete Fenster, daß die Bewohner noch nicht an Schlaf denken. Dort sitzen bei mattem Lampenschein zwei Frauengestalten. Rosel Sillaw, ist's, die ihrer Mutter die Erlebnisse des Abends erzählt.

„Gehe nun zu Bett, mein Kind, es wird doch endlich Zeit“, küßt gutmütig die Mutter. „Auch ich bin müde, Rosel.“

„Ach, Du beste aller Mütter, ich kann ja doch nicht zur Ruhe kommen, ich bin — zu — glücklich.“

„Das gibt sich alles wieder, Rosel, der Mensch gewöhnt sich schon daran“, meinte gähmend die Mutter. „Wenn doch Eduard Dir heute wenigstens seine Perlen geschenkt hätte. Im Volksmund sagt man, Perlen bringen Unglück und Tränen. Ich für meine Teil“, sagte die Mutter, „habe einen Abscheu gegen Perlen, ich kann mir nicht helfen. Rosen mit natürlichen Tauperlen sind mir viel lieber als Deine kostbare Perlenkette.“

„Er fragte mich noch vor kurzem davon. Ich widersprach ihm. Aber Perlen, meinte er, ständen seinem kleinen dunklen Lieb am besten.“

„Liebe Mutter, ich glaube fast, Du machst mich mit Deinem Aberglauben noch ganz krank. Ich liebe die Perlen, und für mich werden sie höchstens Tränen der Freude bedeuten.“

Herbstlich liegt der Nebel auf der absterbenden Flur, melancholisch klingt der Schrei einer Wäwe, und matte Sonnenstrahlen küssen vereinigt die kranken Wäwe. Mit großen, ersten Augen blüht die Träumerin dem verschwindenden trügerischen, letzten Strahl nach — und leise kommt es klagenden Tones über ihre Lippen: „Bei dir dort unten, Gott der Pluten, ruht sich's gut.“

Das bleiche Wäwekind steht müde am Bootssteig, die Hände ausfalten gelüftet. Die großen, blauen Augen schauen tiefertraurig wie die verkörperte Melancholie. Wer solch tiefes Seelenweh durchkosten mußte, darf es nicht an das Meer tragen. Die Einfachheit macht es von neuem ermahnen, dort wächst es riesengroß.

Zwei Jahre, lange, schwere Jahre sind vorüber, seit Rosel's junges Glück wie Glas zerbrach. Die Perlen tragen allein die Schuld, meinte immer und immer wieder die Mutter. Die Perlen? Sie nur sollen dran schuld sein, daß das stolze Bankhaus über Nacht zusammenbrach wie ein Kartenhaus? Eduards Vater, der reiche Bankier, machte mit einem Schusse seinem arbeitamen Leben ein schnelles Ende. Wenige Wochen später bettete man auch die einte so stolze und schöne Frau Kaschary unter den grünen Rajen. Die Aufregung hatte der Herzkranken den letzten Stoß verleiht. Der Einzige aus dem stolzen Hause war einarm und arm nach der neuen Welt gezogen, um sich eine neue Existenz zu gründen, ohne seiner Rosel ein Wort zu hinterlassen.

Wer fragte nach ihr, die auf den Tod erkrankte und nach Wochen ihrer Genesung jedes Interesse verloren und nichts wie Tränen hatte. Die Mutter hatte immer eine Abneigung gegen Perlen gehabt, aber Rosel selbst hatte nur ein schmerzliches abwehrendes Lächeln für ihren Aberglauben.

Tief und tiefer werden die Schattens, schon zeigt der Mond sein trübes Gesicht und spiegelt sich wie eine eitle Maid im Wasser. Immer noch steht das einsame Mädchenkind regungslos. Der Wind zieht den zum Schutze über den Kopf gelagerten Schleier zurück und leise folend treibt er mit den gelösten dunklen Locken sein neckisches Spiel. Die Träumerin fühlt das alles nicht, langsam, ohne daß sie eine Miene des arten Gesichtes verzieht, rinnen große Tränen über die bloßen Wangen. Als ob die Schwellern den fallenden Tränen nachsehen wollten, rinnen sie unaufhaltsam.

Hier in der Ruhe am endlosen Meere wollte Rosel, die nach glücklich überstandener Krankheit wieder zur Bühne gegangen und jetzt abgearbeitet wiederfinden. Die Großstadt und die tägliche Arbeit im Theater hatten das traurige Erlebnis nur wenig zurückgedrängt, bis vor kurzem der reiche Fabrikant, ein schon älterer Herr, sie zum Meise begehrt. Aber sie konnte sich nicht entschließen, sie konnte den Geliebten nicht vergessen. Nun hat die Herbststimmung die ganze Vergangenheit wieder erwecken lassen und das Bild von neuem aufgeweckt.

Gestern hat sie dem Fabrikanten

einen Abschiedsbrief geschrieben, obwohl sie wohl wußte, daß sie an seiner Seite im sicheren Hafen angelangt wäre. Nun muß sie in der nächsten Saison wieder ihre Mignon singen. Wohl mancher wird ihr wieder zuzuhören, und wieder werden Blumenfrühe ihr zugeschiedt werden, — aber innere Befriedigung bringt ihr dies alles nicht mehr.

Ein verirrtes Zeitungsblatt, vielleicht von einem Fremden achlos weggeworfen, wehte der Wind ihr heute in die Sandburg. Schicksalsstück!

Es schildert die Romantik eines deutschen Juristen, der durch unerschludetes Unglück über den großen Reich gewandert, nach mehrlährigem Verschollensein in Deutschland drüben als glänzender Stern wieder aufgetaucht ist. Die Zeitung brachte sogar ein Bild des großen Künstler, und Leitartikel verberlichten den weichen Strich seiner Hand und die warmen Töne seines Instruments. Wieder rinnen die Tränen und befeuchten sein glattgedrucktes Zeitungsblatt, das zwei zitternde, kleine Hände frampshast halten.

In einem eleganten Salon eines der ersten Hotels liegen Blumen und Vorbeerkränze — ein Gemisch von Treibhausluft, Ledertopper und feinem Zigarettengeruch durchzieht den Raum. Am Tisch sitzt der Künstler, sinnend sein glattgedrucktstes Saupt in die Hand stützend.

Es klopf. Der Kellner tritt herein. Die Herrschaften warten bereits, gnädiger Herr, es soll serviert werden. Der Diener wiederholt bescheiden seinen Auftrag. Leise, wie im Traume antwortet mit erster Stimme der Künstler: „Es ist gut, ich komme.“

Nach einmal nehmen die schlanken Männerhände einen kleinen Strauß zarter Weiden, deren Stiele mit einer Reihe echter Perlen zusammengehalten sind. Manches originelles Geschenk wurde ihm schon von zarter Damengand überreicht. Aber keines hat seine Seele so erschüttert wie dieses.

Schwer sinkt der Kopf auf die Blumen — Eduard Kaschary, der große Künstler, beneht mit seinen Tränen die Gräße seiner verloren geglaubten Liebe.

Rosel sitzt in ihrem behaglich eingerichteten Boudoir. Der offene Flügel, die umherliegenden Noten lassen erkennen, daß die Künstlerin inmitten ihrer Proben gefört worden ist. Sie läßt das Zeitungsblatt sinken, und die großen, blauen Augen starren sinnend ins Leere. — Trotz der angenehmen Wärme im Zimmer schauert die eisenhaft kleine Gestalt zusammen. Sie sieht nicht das elegante Auto, hört nicht sein plötzliches Halten, viel weniger den leisen Glodenknack an der Türflur.

Da öffnet sich leise die Tür im Nebenzimmer, Eduard tritt eben so leise herein — seine Linke hält einen Strauß duftender Weiden.

Die Tür wird behutamt von der Mutter der Künstlerin geschlossen. Er hebt die Hand — sein Blumenstrauß soll die Sinnende treffen, bevor sie aufblüht. Durch die Bewegung des Vorhangs aufmerksam geworden, wendet sie den Kopf, er sieht das stolze seine Profil, die Blumen entfallen seiner Hand, eine Perlenkette löst sich mit artem Klirren und gleitet zur Erde.

Rosel — Tausend Liebesworte könnten nicht mehr sagen, als der eine Ruf.

Eduard Kaschary kniet bei ihr, seine starrten Arme umschlingen sie. Seine Lippen küssen ihr Haar, ihre jetzt so feucht und tief glänzenden Augen immer wieder. Wie ein Trunfener wiederholt er nur immer: „Rosel — meine Geliebte.“

Sie ist wie betäubt, dann fragt sie fassungslos, den Kopf an seine Schulter gelehnt: Lieber — Geliebter — wie wußtest Du? Wie fandest Du mich?

„Deine blauen Weilchen, Schatz, riefen mich.“

Ja, Rosel, seit Mutter's Tode weiß doch niemand, daß das Weilchen meine Lieblingsblume ist — niemand als Du.

Und Du wußtest gleich? — Ich fühlte mich so fern und verborgen hier in der Stadt.

Und doch, die Hülle zelte mit den Weg. Ich wußte, ich fühlte, Du wußtest hier sein. Meine Erkundigung beim Theater, wo ich nach Deinen Künstlernamen fragte, bestätigte meine Vermutung.

Und hast mich wirklich nicht vergessen, Eduard?

Er senkt erst das Haupt, dann reißt er sie in seine Arme. Rosel, meine Braut. Du mein geliebtes Weib! Ja, ich mußte Dich vergessen, damals, als das harte Geschick mir alles nahm, meine Eltern, mein Brot. Durfte ich als Bettler damals noch vor Dich treten? Dort draußen im Taumel der Welt aber habe ich gearbeitet, um wieder emporkommen. Meiner Geige klagte ich mein Geld, und sie prägte mit meinen neuen Wea. Unter tausend Schwestern hatte ich Dich aufgeben müssen. Du schienst mich verloren. Und dann? — Mit einem Male kam das Heimweh, ganz plödlisch. Mir war,

als rief mich jemand. Da reiste ich nach Deutschland, hörte, daß Du wieder zur Bühne zurückgekehrt und Deine Mignon noch schöner fängest als früher. Ich mußte Dich jagen; da schicktest Du mir Deinen Weilchenstrauß — Geliebte! — Ich hätte früher kommen sollen. Kannst Du mir verzeihen? —

Gast Du mich wirklich noch so lieb, wie ehemals?

Du fragst noch, Rosel, und fühlst es nicht, kleine Zweifelrin? Rosel, Du weinst gar, jetzt, wo uns nichts mehr trennen kann, es sei denn der Tod.

Die Perlen, Geliebter, Deine Perlen! Mein Glück ist zu groß! — Sie bedeuteten doch Tränen der Freude, ich hatte doch Recht — Meine Mutter wird es endlich begreifen müssen.

Unsere Mutter, wiederholt leise Eduard Kaschary, und streicht langsam seine heiße Stirn. Da legen sich zwei Hände auf seine Schulter. Rosel's Mutter, selber mit betäubt vom Glücke ihres Lieblings.

Wenige Tage später verkündet die Zeitung das letzte Auftreten der beliebtesten Sängerin Rosel Sillaw. Das Orchester steht an diesem Abend unter persönlicher Leitung des berühmten Virtuosen Eduard Kaschary, des Verlobten der scheidenden Künstlerin. Als diese die Bühne betritt, herrschte tiefe Stille im Zuschauerraum. Diese Mignon nimmt Abschied von uns, so füllt jeder. Als Mignon ihr „Dahin will ich mit dir, Geliebter, ziehen“ singt, da merkt das Publikum, daß das Lied nicht ihm, sondern dort dem dunkeläugigen Künstler gilt.

Immer wieder hebt sich der Vorhang und zeigt Rosel inmitten von Vorbeerkränzen und Blumen. Der Beifall will nicht enden, stehend erzwingen die Zuschauer von neuem den Anfang des Vorhangs. Der Künstler merkt, wie wenig leicht es seinem Lieb gemacht wird. Er sieht, daß seine Braut jetzt im Augenblick nur Künstlerin ist. Er eilt auf die Bühne, spricht mit lauter Stimme, Rosel die Hand reichend, ihren und seinen Herzensdank aus.

Da erst beruhigt sich das Publikum, und langsam, wie der eierne Vorhang sinkt, so langsam verläuft sich die froh bewegte Menge.

**Mutter und Sohn.**

Eine Palmsonntags - Erzählung.

Von F. Schwinf.

Frau Verdau tritt geschäftig in ihr Wohnzimmer und stellt eine große Baje mit silbrig glänzenden Weidenknägen, den bei ihr üblichen Palmsonntagsstrauß, auf den Tisch.

Bewundernd blickt sie in dem schon ganz östlich gepuzten Zimmer umher: „So, nun kann er kommen, denkt sie, lächelt vor sich hin und streicht über ihren vollen Scheitel, der mit den Silberfäden in seinen kastanienbraunen Locken fast der einzige stattliche Schmuckstück nicht spurlos vorübergegangen sind.“

Während ihre Finger mit einer halb verlorenen Bewegung so über das Haar gleiten, spielt ein wehmütiger Gedanke um ihren Mund und sie spricht leise vor sich hin: „Er kann kommen, aber wird er es tun?“ Und Bleischnur legt sich in ihre Glieder bei dem Gedanken, daß ihr Hans, ihr einziger, sich von ihr losreißen könnte.

„Er kann ja nicht, er kann ja nicht“, beruhigt sie ihre aufsteigende Angst. „Uns beiden verbindet mehr, als sonst Mutter und Kind. Ich bin seine Freundin, sein Kamerad; ich bin Gebende und Empfangende — sein männlicher Ernst, sein schon so früh gereifter Charakter, ach, sie gaben, gaben mehr als mein Alter, meine Weibeserzählung noch spenden; und das alles sollte ich verlieren, weil —“

Sie ist auf ihren kleinen Sessel am Fenster niedergesunken, vergraben in Gedanken. Noch einmal hörte sie die bösen Worte, die sie beide gestern mochteln.

Wie war's doch — wo hing die schlimme Werbung an?

„Mein Lebensglück hängt an der Geliebten“, hatte er gesagt, und die Eiferhüte hatte Gierkräften in ihr Herz geschlagen, daß sie über den Schmerz das beunruhigende, gerufen hatte:

„Deine Geliebte! — Nun ja, anderes kann solche Theaterprinzessin die doch nicht sein!“

„Mutter!“ — Groß und verwundert hatte er sie angesehen; nicht, nichts weiter gesagt, als das eine Wort, aber der stumme Vorwurf in seinem Blick war ein weiterer Stachel gewesen, der sich da innen eingrub, und sie hatte erregt wieder gesprochen: „Palmarum — Trauarum! So sagt ja wohl das leichtsinnige Theaterstück, und weil nun Palmarum die Spielzeit um ist, soll ich das Mädchen, das die Geliebte“ ist, in mein reinen Haus nehmen — nimmermehr!“

„Mutter, schudele nicht das Mädchen, was ich habe!“ O, der unterdrückte Jura, der in seinen Worten

mitgegrüllt hatte! — Dann hatte er sich gefast und ruhiger hinzugefügt: „Meine Liebe ist mir heilig, nicht mit einem Blick würde ich meine zukünftige Gattin entweihen.“

Da hatte sie jählich gelacht, als wollte sie sagen: „Du vielleicht nicht, aber andere.“ Ihr eigenes Lachen könnte ihr noch jetzt in den Ohren klingen, es nicht gellungen, als zerbräche ein köstliches Kristall, das sie beide bisher als schönsten Schatz behütet.

Auch ihm mußte ihr Lachen die Seele zerschnitten haben. Er hatte nichts erwidert, nur stamm das Zimmer verlassen, und sie war in sich zusammengefallen, hier auf dem Stuhl, auf dem sie jetzt wieder saß.

Gar nicht gehört hatte sie in ihrem Schmerz, daß er nach kurzem wieder hineingekommen war. Er hatte nach ihrer Hand gegriffen, in ihr kummererwöhntes Antlitz geschaut und gesagt: „Mutter, du befinnst dich bis morgen. Ich will deine Worte vorhin nicht erwidert haben. Ich schlafe heute nacht im Bureau, telefoniere mir, daß ich dir Jnes morgen zuführen kann. Du hast in Zukunft zwei Kinder oder — keines.“

Sie hatte ihn festhalten, sprechen wollen, aber er hatte ihr schnell die Hand entzogen und war gegangen.

Sie blickte auf. — Hatte sich nicht eben erst die Tür hinter ihm geschlossen? Ach nein, ein furchtbarer Tag des Wartens, der Unruhe lag hinter ihr.

Er war nicht gekommen. Nicht gestern abend, nicht heute mittag, und nun sank schon die Dämmerung des langen Frühlingstages herab. Ein letzter verirrter Sonnenstrahl durchleuchtete noch einmal das Zimmer, dann wurde es grau und düster und es fröstelte sie.

Sie stand auf, das Feuer zu schüren, das Licht anzudecken; in dem hellen, gut durchwärmten Zimmer mußte sie doch dieses öde Gefühl da tief in ihrem Innern, das sie wie ein körperliches Kälteempfinden quälte, los werden.

Ein Buch — eine Arbeit — alles entglitt wieder ihren Händen. Da holte sie das ewig junge Buch der Bücher herbei, das ihr auf dem Lebenswege schon so oft Trost und Mut gespendet hatte.

Ihre Finger blättern und suchten. Da war das Mathias-Evangelium und hier die Stelle, die morgen in unmaßigen Kirchen verlesen werden würde.

Ach, was sollte ihr der Jubel des Palmamontages. Sie würde den Sonntag einjam verleben. Ein entschliches Angstgefühl stieg aus ihrem Herzen auf und schnürte ihr die Kehle zu.

Raum wissend, was sie tat, blätterte sie weiter. Zwischen zwei Seiten lag ein Feuerblatt; sie nahm es als ein Zeichen, daß sie dort lesen sollte. Werkwürdig! Es war die Epistel aus Palmarum, die sie so gefunden hatte, und Vers 31 war unterstrichen: „Denn so wir uns selber richteten, so würden wir nicht gerichtet.“

„So wir uns selber richteten“ — so wir uns selber richteten! — Wieder und wieder sprach sie die Worte; sein mechanisch wiederholte sie dieselben, während ihr Hirn selbständig arbeitete.

Ein schreckliches Gerücht wäre es für sie, wenn ihr Sohn sich von ihr trennte, und weshalb würde es geschehen? — Glaube sie wirklich Schlechtes von Jnes? — Nein, (so wir uns selber richteten), Eiferhüte, häßliche, schmutzige Leidenschaft, hatte sie blind und taub gemacht für des Sohnes Herzenswünsche.

Erst jetzt wurde ihr klar, was der Ton seiner Worte, der Blick seiner Augen während ihrer Unterredung sagten, daß er an die maßlose Reinheit jenes Mädchens glaubte.

„Liebe macht blind“, wollte ihr böser Geist ihr zuflüstern, aber sie drückte sich, als wenn sie die Worte gesprochen hätte, die Hand auf die Lippen, und als sie sie wieder torjog, sagte sie laut: „Hans, ich rufe dich ja!“

Dann eilte sie mit fast jugendlicher Vehamtheit ans Telefon. Bittern wartete sie, bis sie vom Amt den Anruf bekam. Würde er daheim sein, konnte sie ihn rufen?

Da tönt an ihr Ohr: „Hier Hans Verdau!“

„Hans, lieber Hans!“ Ihre Stimme jubelt so, daß er es deutlich vernimmt, und dann hastig überhört sie sich fort, als fürchtete sie, daß ihr Entschluß wieder wankend werden könnte: „Ich erwarte euch beide morgen, so früh ihr kommen könnt; grüß deine Braut!“

„Mutter, geliebte Mutter!“ Kanak es ihr aus dem Apparate erlösen, dann ist ihr, als hörte sie ihn häufig den Jäger beschlingen, sie meint zu sehen, wie er nach dem Gut greift und zu seiner Braut eilt.

Da ist der alte Schmerz wieder — nicht mehr zu ihr ist der erste Gang in seiner Freude — sie ist nicht mehr die erste in seinem Leben, und schauernden, schlappenden Schrittes schleicht sie zurück, zum Tisch mit der brennenden Lampe.

„Lang, süß der einsame Abend langsam, ganz langsam bin ich in das Meer des Ginz und die Zukunft!“

Was wird sie ihr, was ihrem Sohne bringen! — Ihre Hände sind ineinander gefaltet und die heißen Wünsche, die aus ihrem Herzen aufsteigen, sind ein langes, inniges Beien, daß dem Hofmann dieses Palmsonntags sein Kreuzige, kreuzige! folgen möge. Ihr Herz würde tausendfältig ans Kreuz geschlagen werden, wenn ihr Hans nicht glücklich würde.

Strahlend ist der Sonntag heraufgestiegen; weißer Wolfenfloden zitterten hin und wieder über den frühlingblauen Himmel. Die Sonnenstrahlen spielen neckisch mit den Blättern, gleiten dann mit zärtlichem Lächeln über die Blumen am Fensterweg und greifen nach Nasprismen und Silber, um Regenbogenlichter und blühende Reflexe umherzutreiben.

Frau Verdau deutete so gern den leuchtenden Frühlingstag als eine günstige Prophezeiung, doch kann sie ihre zitternde Unruhe kaum meistern. Ihr ist, als fühlte sie zum erstenmale die Last ihrer fünfzig Jahre, so schwer liegt ihr die Erwartung in den Gliedern.

Da! — Ist nicht die Entree für ins Schloß gefallen? — Sie läuft gespannt.

Nain, es war nichts — alles bleibt still draußen. Sie will eben eine Arbeit zur Hand nehmen, da öffnet sich leise die Tür. — Doch war's ihr Hans!

Sie schaut auf. — Mein — das ist der verkörperte Frühling, der dort eintreten will! Gold, zart und doch schlant, so blühend steht Jnes vor ihr.

Sie ist überstraht durch die holde Jugend, daß sie zunächst wie betäubt dastekt.

Angstvoll sucht der Sohn ihren Blick, aber sie sieht ihn jetzt nicht, sie sieht nur seine Zukunft. Dann sagt sie leise, ganz weich und warm: „Mein Töchterchen!“

Da eilt's auf sie zu, ergreift ihre zum Gruß vorgestreckte Rechte und will sie an die Lippen ziehen, aber sie hat schon das Wädchen umfangen und an ihr Herz gezogen und dort nestelt es sich fest. Sie aber heßt das Köpchen, das sich da an sie schmiegt, entvor, bis sie Jnes tief in die Augen schauen kann, aus denen es ihr in Liebesfülle entgegenleuchtet.

Da sagt sie noch einmal: „Mein Töchterchen!“

„Mutter“, spricht der Mund, der ihrem Gesicht so nahe ist. Fragend schüchtern und — ungewohnt scheint das Wort über die Lippen zu kommen.

„Ja, mein Kind, wie deine eigene Mutter will ich dich lieben.“

Da zieht ein trüber Schatten durch all' das sonnige Glück der Augen, die zu ihr aufschauend: „Mich liebte noch nie eine Mutter, meine Geburt kostete der eigenen das Leben.“

„Mein süßes — mein einziges Kind!“ Jetzt hat sie Jnes aus Hera gedrückt und — nun lächelt sie in ihre Mähnung hinein: „Was schwache ich alte Löwin! Da sage ich schon „mein einziges Kind“ und vergesse meinen langen Hans, der ganz unbeholfen dastekt. Schau nur hin, Jnes, was er für ein Gesicht macht. Sei, wir müssen ihn glücklich machen.“

„Mütterchen“ — nun kommt der Name schon ganz vertraut über die Lippen — ich will ja so gerne, ich hab ihn so lieb.“

Da sieht Frau Verdau das junge, liebe Gesicht, das zu ihr aufschaut, zieht mit der freien Hand ihren Hans ganz nah zu sich heran und küßt ein ruhiges, schönes Glück in ihr Herz einfahren.

Geliebter! weis sie: Dieses Mädchen, das mit seiner warm durchleuchteten Kunst schon so manches Mal das Herz bewegte, wird auch ins Leben mit Künstlerhänden hineingreifen und selbst in Sturm und Not ein ganzer Mensch sein.

**Die Renommiertste in Halle.**

Man schreibt aus Halle a. S.: Der Bahnhof ist bei den Droschkenfutschern der Stadt Halle verpönt. Namentlich am abend ist hier niemals eine Droßke zu haben, und viele Klagen sind deshalb schon an den Magistrat gelangt. Und der sagte sich: Das muß anders werden! Im Stadterordneten - Kollegium wurde beschlossen: Rünftighin hat bei Tag und bei Nacht am Bahnhof mindestens eine Droßke zu stehen. Ein Fremder, der jeden Monat nach Halle kommt, war aufs angenehmste überrascht, als er dieser Tage — es war abends nach 10 Uhr — am dem Bahnhof eine richtiggebende Droßke vorfand. Er fragte, auf daß ihm niemand zuvorfame, küßte er sich um das Fahrzeug, rüttelte den Krutcher nach und nannte ihm Straße und Hausnummer. Aber ein Wächter erklärte des Wächters Krutcher, aber, ohne sich von seinem Beamten sich zu rühren, erklärte: „Ne, Wächter, machen Sie man ruht mit de Beene zu Hause.“ Strengste Vorschriften, auf dem Bahnhof muß immer, bei Tag und Nacht, eine Droßke stehen, und die eine bis heute ist.“

Es gibt eine Art Weisheit, die dem Größenwahn ähnlich liegt.